

## Punkt und Strich erobern die Welt

### 100 Jahre Morsetelegraph

Anfangs September 1937 feierte die Welt das 100jährige Jubiläum des ersten geglückten Versuchs, Nachrichten durch den elektromagnetischen Telegraphen zu übermitteln. Morsetelegraph, Morsealphabet — Bezeichnungen, die auf der ganzen Welt jedermann kennt; aber der Mensch Morse ist so gut wie vergessen. Und doch ist sein Leben eines der abenteuerlichsten und spannendsten aus der Geschichte der modernen Technik.

#### Ein Experiment auf hoher See

Am 1. Oktober 1832 frucht das Segelschiff „Sully“ in Le Havre in See. Bestimmungs- hafen: New York. An Bord befinden sich „prominente“ Passagiere: der Entdecker der Anästhesie, der Arzt Charles F. Adams von Boston, und der bekannte Maler Samuel F. B. Morse, der von einer dreijährigen Studienreise durch die Staaten der amerikanischen Union nach New York zurückkehrt.

Die Fahrt dauert drei Wochen und ist höchst langweilig. Dr. Jackson führt Zauber- kunststücke und technische Experimente vor, um die Zeit zu vertreiben; so zum Beispiel einen Elektromagneten: ein hüftförmiges Stück weiches Eisen, das mit Draht umwickelt ist und magnetisch wird, sobald und solange durch den Draht elektrischer Strom fließt.

Der aufmerksamste Zuschauer ist Morse. Schon als Junge und Student hat ihn neben der Malerei am meisten die neue naturwissen- schaftliche Sparte der Elektrotechnik gefesselt. Aber sein Ehrgeiz lag auf künstlerischem Gebiet. Sohn eines Kleinhandelsmannes in Massachusetts, hat er sich hart durchbeißen müssen; heute hat er das Schwerte überbunden, er gilt als begabter Maler, er ist Präsident der Kunstakademie junger Maler, er fährt, mit vierzig Jah- ren, einer Zukunft entgegen, die ihn zu noch größerem, künstlerischem Ruhm und Erfolg zu leiten verspricht.

In diesem Punkt seines Lebens macht ihn der Zufall zum Zuschauer des elektromagnetischen Experiments auf der „Sully“; ein Zufall, der sein Leben in eine völlig ungeahnte Rich- tung lenken sollte.

„Wenn die Gegenwart oder Abwesenheit der Elektrizität an irgend einem Punkt des Stromkreises, der durch den Elektromagneten geschlossen oder geöffnet wird, sichtbar gemacht werden könnte — dann ließen sich Gedanken elektrisch übertragen!“ Das ist der Gedanke, der bei diesem Experiment auf hoher See in dem Maler Morse aufleuchtet.

#### Eine alte Malerstaffelei

Noch während der Heberfahrt macht er sich an die Arbeit. Sein Skizzenbuch füllt sich mit technischen Zeichnungen. Morse ahnt, daß die Welt reif ist für dieses Nachrichteninstru- ment. Die Götterzeugung hat sich durch die Erfindung neuer Maschinen, durch die neuesten

Erkenntnisse der Naturwissenschaft ungeheuer vermehrt, der Warenaustausch ist zur Lebens- notwendigkeit der Völker geworden; nur neue Verkehrsmittel, wie Eisenbahn und Dampf- schiff, neue Nachrichtenmittel wie der Telegraph können die nötige Schnelligkeit im interna- tionalen Austausch von Waren, Menschen und Nachrichten gewähren.

Daheim in New York beginnt Morse die Malerei zu vernachlässigen, seine Erfindung beschäftigt ihn viel mehr. Er hungrigt sich durch, lebt von Tee und Zwieback, gibt Zeichenunter- richt. In höchster Not erhält er eine Professur für Zeichnen an der New Yorker City-Universi- tät. Das kleine Gehalt erlaubt es ihm, mit dem Bau eines primitiven Modells anzufangen.

Es ist — natürlich, möchte man sagen — eine alte Malerstaffelei, die das Grundelement eines Telegraphen bildet. Ferner besteht er aus einem selbst gewickelten Elektromagneten, den Rädern einer kaputtien Holzuhr, einem Stück- chen Bleistift, einem Streifen Papier und einer einzelligen galvanischen Batterie. Zwei Jahre lang experimentiert Morse mit diesem Apparat, ganz allein, ohne sachmännlichen Helfer. Mehr als 14 Meiler kann er nicht überbrücken, der aus- kommende Strom ist zu schwach. Morse sucht einen Ausweg und erfindet ein Instrument, ohne das die ganze fernere Entwicklung der Nachrichtentechnik undenkbar wäre: das Relais. So hießen die Positionen, an denen die müden Kutschpferde ausgespannt und durch frische Gänse ersetzt wurden — das Gleiche spielt sich hier auf elektrischem Gebiet ab: der schwach ankommende Strom braucht nur einen winzigen Elektromagneten zu betätigen, der einen neuen Stromkreis mit eigener Batterie schließt. So lassen sich endlose Ketten von Stromkreisen aneinanderreihen — der Tele- graph kann jede Entfernung überbrücken!

#### Der 4. September 1837

Die Erfindung des Relais macht Morse mit Alfred Vail, einem Studenten der Universität, bekannt, der seinen Vater, einen Eisenwerksbesitzer, zu einer Beteiligung an Morse's Erfindung mit ein paar tausend Dollar veranlaßt. Vail, von Morse's Idee begeistert, frempelt sich die Kermel hoch und beginnt sofort, statt des lächerlich primitiven Staffeleimodells, einen technisch einwandfreien Apparat zu bauen. Mit diesem Telegraphen findet am 4. Septem- ber 1837 in der City-Universität das erste große Experiment vor Studenten und Profes- soren statt. Quer durch das Gebäude sind die Drähte gespannt, klar und deutlich werden die Zeichen empfangen und auf dem Papierstreifen notiert:

successfull experiment with telegraph  
september 04 1837

Aber die Zeichen des Apparats sind noch unpraktisch; der vom Elektromagneten bewegte

Bleistift malt Baden auf den Papierstreifen, die nach einem komplizierten Zahlensystem zu- sammengestellt wurden. Zum Erfolg des Tele- graphen gehört eine einfache Schrift, ein überall verständliches Alphabet. Morse nimmt irgend- eine alte Zeitung zur Hand, zählt die einzel- nen Buchstaben nach der Häufigkeit ihres Vor- kommens ab und gibt ihnen ein Zeichen seines Alphabets, das nur aus Punkten und Strichen bestehen soll: der häufigste Buchstabe im Eng- lischen ist das „e“ — es erhält einen Punkt; dann folgt das „t“, das einen Strich bekommt; „i“ wird zwei Punkte, „m“ zwei Striche, „a“ Punkt-Strich, „n“ Strich-Punkt — und so weiter. Das Punkt-Strich-Alphabet wird am 24. Jänner 1838 in der Universität veröffent- licht. Jetzt kommen die Zeichen durch 10 Meilen Draht klar und leicht an, werden schnell und einfach abgelesen.

Morse führt seine Erfindung dem Kongreß vor. Präsident und Regierung sind begeistert, 30.000 Dollar zum Bau einer Telegraphen- linie werden beantragt. Aber eine Wirtschaftskri- se macht Morse's Hoffnungen zunichte. Das Abgeordnetenhaus hat Wichtigeres zu tun, als Morse's Geld zu bewilligen. Alfred Vails Vater will sich zurückziehen. Alles sieht verzwei- felt aus. Auch in Europa, das Morse wieder besucht, will man nichts von seinem Telegraphen wissen.

#### Die Ernte

Ein letztes Gesuch Morse's an den Kongreß im Dezember 1842 hat endlich Erfolg. Das Abgeordnetenhaus bewilligt das Geld mit 89 gegen 83 Stimmen, nachdem der alte Vail, selbst Abgeordneter, seine sechs Landsleute aus New Jersey in letzter Minute für Morse be- arbeitet hat. Nun muß noch der Senat zustim- men. Die „Morse-Bill“ ist der letzte Punkt der Nachrichtenlinie vom 3. März 1843. Die Chancen stehen denkbar ungünstig. Verzweifelt fährt Morse noch vor der Abstimmung aus Washing- ton zurück nach New York. Am nächsten Tag weckt ihn die Tochter eines Senators, der soeben aus Washington zurückkam: seine „Bill“ ist lange nach Mitternacht ohne Debatte ange- nommen worden, Morse wird 30.000 Dollar zum Bau einer Versuchslinie Washington— Baltimore erhalten. In diesem Augenblick be- sitzt er noch siebenunddreißig und einen halben Cent . . .

Sofort nach der Unterzeichnung des Präsi- denten und der Auszahlung des Geldes wird der Bau begonnen. Morse läßt Maite aufstellen, und sein neuer Kompanon, der ehemalige Patentflugvertreter Ezra Cornell, beibrat den Draht und zieht ihn selbst von Maß zu Maß. In 8 Wochen ist entlang der 60 Kilometer- Strecke die Leitung fertig. Am 24. Mai 1844 tickt der Telegraph die ersten Worte auf der neuen Leitung, den Bibelvers „Wah hat Gott Wrought“, „Was Gott gesät hat“. Die Zeichen kommen so klar an, als kämen sie aus

dem Nebenzimmer. Aber noch will die Oeffentlichkeit nichts vom Telegraphen wissen. Morse wartet auf seine große Stunde.

Sie kommt am 26. Mai. In Baltimore tagt der Nationalkonvent der demokratischen Partei, in Washington der Senat. Die Demokraten nominieren Mr. Silas Wright als ihren Kandidaten für die Vizepräsidentenschaft der U. S. A. Bail drahtet diese Nachricht an Morse in Washington. Der bringt Wright die Depesche von seiner Kandidatur — und Wright lehnt ab. Morse drahtet die Ablehnung nach Baltimore, Bail überbringt sie dem Konvent. Man lacht ihn aus, glaubt die Nachricht nicht, mißtraut dem Sireisen mit Punkten und Strichen, den Bail als einzigen „Beweis“ vorzeigen kann. Aber als Stunden später der Bote aus Washington eintreift und die Drahtnachricht bestätigt, da ist der Telegraph plötzlich das Tagesgespräch und

Morse der berühmteste Mann Amerikas geworden.

Zwölf Jahre Arbeit und Kampf beginnen endlich Früchte zu tragen. Linie auf Linie wird eröffnet. Im Dezember 1846 geht das erste Pressetelegramm über die Telegraphendrähte — die Postkassette des Präsidenten über den Krieg mit Mexiko. Auch Europa führt den Morse-Telegraphen ein und schickt dem Erfinder eine hohe Summe als Ehrengabe. Morse wird schweizerisch, berühmt und geehrt. Er zieht sich zurück in sein Landhäuschen bei New York, wo auf seinem Tisch ein Morsekaster steht, durch den er sich mit jeder Station der Welt verbinden kann. Hier stirbt er, 81jährig, im Jahre 1872 — einer der wenigen Erfinder, denen das Geschick die Früchte ihres Werkes gönnt hat.  
Egon Lar sen.

handelte und Samson, gottlob, dieses Elend glücklich überwunden hatte.

Aber daß es sich nicht nur um Romanfiguren handelt, zeigt das Tagebuch des George Jones. Es gibt ziemlich viele Jones.

Weil wir grad vom Nachdruck reden: den Herren Redakteuren, die meine — und anderer — Sachen freigelegig nachdrucken, ohne zu zahlen, ins Ohr geflüstert: Keiner von uns ist ein Jones, der es einundvierzig Tage aushält; bei mir sind es selten mehr als zwei Tage hintereinander, daß ich nichts zu essen habe. Aber immerhin, 3 1/2 r seid satt, wir sind's nur ausnahmsweise; 3 1/2 r habt nie vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden ohne Essen ausgehalten, wir haben das immer wieder mal. Es ist ehrenvoll, nachgedruckt zu werden; aber es nährt nur schlecht, wenn's kein Geld einbringt. Ich erwarte, genau wie meine Kollegen, postwendend eure werten Postanweisungen. Die Redaktion dieses Blattes wird sich ein Vergnügen daraus machen, mir das Geld zuzustellen; weint also nicht darüber, daß Ihr meine Adresse nicht habt.

Max Barth.

# Tagebuch eines Hungernden

Ende August wurde ein Mann ins Krankenhaus von Oklahoma City (Vereinigte Staaten) eingeliefert, der hatte einundvierzig Tage lang gehungert. Man erfährt es aus einem Tagebuch, das er bei sich trug. Er hatte alles zu Papier gebracht. Sein Name ist Georg Jones; er hat irgendwo eine Familie, für die arbeitet; er, wenn er Arbeit fand. Das Geld sparte er, um es nach Hause zu schicken. Tagsüber lief er durch die Straßen und sah zu, wie andere aßen, nachts, wenn er erschöpft in Schlaf gefallen war, träumte er vom Essen. Als man ihn auffand, hatte er das zusammengesparte Geld bei sich, aber wo seine Familie wohnte, hatte er vergessen, so daß sein Martyrium — wenigstens einstweilen — umsonst gewesen war.

Jones begann am 9. Juli mit Fasten. Er schrieb ins Tagebuch: Liebe Frau! Ich bin am Ende meiner Kräfte. Ich kann nicht länger aushalten. Sonnenaufgang und Untergang sind für mich eins. Ich möchte schlafen, aber ich habe kein Bett. Das Geld, das ich verdiente, will ich euch schicken. Heute habe ich beschlossen, mit Essen aufzuhören und die Natur ihren Lauf nehmen zu lassen.

Am 17. Juli: „Ich dachte, der Wunsch zu essen würde früher erlösen. Ich bin so hungrig.“

Am 21. Juli: „Das intensive Verlangen zu essen ist nicht so stark. Ich frage mich manchmal, ob ich richtig handle; aber nachts, wenn ich nachdenke, wenn die Dunkelheit kommt und der Hunger nachläßt, weiß ich, daß ich's tue.“

Am 26. Juli: „Vergangene Nacht träumte ich, daß ich kalte Milch, Fleischbrühe und Brot aße. Das Leben der Menschen ist so in Bedürfnisse eingespant — dieses grausame Bedürfnis nach Brot...“

Am 1. August: „Meine Energie ist so schwach. Ich schaue so sehnsüchtig auf Nahrungsmittel.“

Am 3. August: „Meine Zunge brennt wie Feuer. Wasser hilft nichts. Ich habe Durst.“

Am 7. August: „Dreißig Tage hab' ich jetzt gefastet. Ich habe 15 Dollar geparkt, die ich den Leuten dahem schicken kann. Ich weiß nicht mehr wohin, aber ich habe Geld für sie.“

Was für eine Tragik!

Am 9. August: „Ich habe einen süßen, krankhaften Geschmack im Mund.“

Am 10. August: „Ich fange an zu denken, daß die letzten zwanzig Tage die schwersten sind. Die Qual läßt nicht nach.“

Die letzten zwanzig Tage — vor dem Sterben.

Am 11. August: „Heute nacht war ich daheim und aß sechs Stück Stirschnucken, bevor ich aufwachte.“

Am 12. August: „Letzte Nacht wieder daheim, beim Abendessen. Wiß in eine rohe Zwiebel und erwaichte.“

Am 13. August: „Wie hungrig ich bin! Ich hoffe, ich muß nie mehr Hungers sterben.“ Wer weiß? Man hat ihn gerettet, wird ihn dem Leben wiedergeben. Vielleicht steht er über kurz oder lang wieder am selben Punkt.

Am 15. August: „Heute habe ich Leuten beim Essen zugehört. Sonderbar, aber es machte mich nicht mehr wild.“

Am 17. August: „Und er war vierzig Tage und vierzig Nächte ohne irgendeine Nahrung und begann dann zu hungern.“

Am 18. August: „Ich bin so schwach.“

Man hat ihn gefunden, bevor er verhungert war. Man hat seinen Heroismus bewundert, ihn ins Krankenhaus gelegt und ihn gefüttert. Die Reporter schrieben über ihn, sein Tagebuch wurde abgedruckt; von der Mittags- bis zur Abendausgabe war er für einige Millionen Menschen eine der vielen täglichen Sensationen. Vielleicht wird man ihm bei der Entlassung aus dem Spital einige Dollars zustehen, die gerührte Philantropen spendet haben. Vielleicht hat er besonderes Glück und erhält eine Stelle. Einige der vielen, die von seinem Martyrium gelesen haben, haben vielleicht ein etwas längeres Gedächtnis als die Masse. Oder sie lesen nur die Mittagszeitung, so daß er in ihrem Bewußtsein lange genug einen Platz behält, um einen Einfluß zum hilfreichen Eingreifen zu lassen.

Aber wenn dem Manne tatsächlich geholfen wird, so ist damit nicht sonderlich viel gegen den Hunger getan, der zu jeder Stunde, in jeder Pinnie überall Tausende und Zehntausende quält. George Jones hatte Glück im Unglück: er hat ein Tagebuch geführt. Ohne das wäre er eben als einer der vielen Fälle von Verhungerten betrachtet und behandelt worden, die unregistriert (außer in den Mausoleen antilicher Registaturen) zu den Normalerscheinungen dieser beiten aller Welten und beiten aller Gesellschaftsordnungen gehören.

Stunt Samson, der auch wußte, was Hunger ist, hat einst einen Roman darüber geschrieben. Er hat bei den Satten viel Interesse und jenes gruselige Gefühl der Angst vor dem Verhungern erweckt, das ihnen besonders kräftigen Appetit für nächste Mittagessen gab. Obwohl es sich ja nur um eine Romanfigur

## Sonderbare Liebhabereien

Von Joan

Es ist bei einer Liebhaberei so, wie bei der Liebe selbst. Man kann es sich nicht erklären, warum sie sich gerade auf das eine Objekt richtet und nicht auf das andere. Warum, beispielsweise, haben seinerzeit die Holländer alle fanatisch für Tulpen geschwärmt? Was hat den Londoner Rothschild bezogen, eine . . . Flohsammlung zu erschaffen? Sollte man es für möglich halten, daß Abdul Hamid 40.000 Krabatten hinterlassen hat und der berühmte Minister Brühl unzahlige Schlafroße? Verständlich ist schon, wenn man hört, daß Sultan Mehri Mohammed ein solcher Liebhaber von Pferden war, daß ihm sein Marzfall nie groß und kostbar genug sein konnte und daß er für ein Tier 600.000 Dirchem und noch mehr bezahlte, eine für diese Zeit riesige Summe. Der Zerkönig Dungan, der über ein Hirtentoll herrschte, ließ bei Festen 176 tanzende Däsen von gleicher Farbe, aber ohne Hörner, vorführen. Eine Vorliebe, als Gladiator aufzutreten, hatte der römische Kaiser Commodus. Er soll dies 735mal getan haben.

Napoleon las gern und viel. Zum „Werther“ hatte er eine besondere Neigung. Diesen hat er siebenmal durchgelesen. Der berühmte Physiker Bunsen wieder hatte die Gewohnheit, Kriminalgeschichten zu lesen, um, wie er sagte, seinen Gehirnerben ein gewisses Ausruhen zu gewähren. Bemerkenswert ist, daß Bismarck auch gern solche Erzählungen las. Eine ganz besondere Neigung war die des sogenannten Theater-Sohns, jenes Medlenburgischen Grafen Karl v. Sahn-Neuhaus, der, um als Theaterdirektor zu fungieren, sein ganzes Vermögen opferte. Fürst Paul Arthur Esterhazy, ein ungarischer Grande, schwärmte hingegen für das Marionettentheater und hielt sich dafür sogar eine eigene Puffkapelle.

Noch nicht nur die Großen dieser Welt haben ihre Liebhabereien und Eigenheiten, sondern auch viele andere Menschen. So weiß man — und es ist eigentlich das einzige, was man von ihm noch weiß, — daß der dramatische Dichter J. v. Auffenberg immer das Kostüm der Person anlegte, an deren Rolle er gerade schrieb. Die Schriftstellerin Anna Stadcliffe daß abends schwer verdauliche Speisen,

um dann in der Nacht schlecht zu träumen. Diese Träume verwendete sie dann schriftstellerisch. Vielleicht hatte die Liebhaberei v. Aussenbergs denselben praktischen Grund. Er fühlte sich in den Kostümen seiner Gelden besser in deren Wesen und der von ihm zu schaffenden Gestalt ein. Bei dem Lustspielmacher Gustav v. Moser konnte dies aber keineswegs der Fall sein, denn er war ein sehr geschickter Soubrette, ähnlich so war es auch bei Didenz, der gern Zaubertrümpfe machte und damit weit über den Dilettantismus hinausragte. Eine seltsame Liebhaberei war es auch von dem großen Musiker Dore, Waldhorn zu blasen. Das seltsame daran war nämlich, daß er dies um Mitternacht tat. Der Philosoph Schopenhauer hatte auch eine Art musikalische Liebhaberei. Er besaß alle russischen Opern, für eine Flöte arrangiert, und spielte sie jedes Jahr einmal durch. Dagegen war Rossini ein Koch allerersten Ranges und ein Feinschmecker dazu. Sein Nachfolger Verdi züchtete gern Pferde und eine Kasse trägt seinen Namen.

Sehr selten war die Liebhaberei, die Ende des 19. Jahrhunderts ein Sonderling in Florenz hatte. Er fuhr nämlich gern mit 36 Pferden um das Baptisterium, ein Vergnügen, das ihm die Polizei heute gewiß stören würde.

Diese Liste ließe sich noch beträchtlich vermehren, aber sie genügt, um zu zeigen, wie viele seltsame Liebhabereien es gegeben hat und gewiß noch gibt.

## Die Beichte

Nikolai ist ein armer Sünder. Schon dreimal hat ihn Väterchen Karmanosow vom Kreiszgericht hinter die Gitter gesteckt, aber Nikolai kann's nicht lassen, denn er ist der geschickteste — hm, Taschenschnücker des ganzen Gouvernements Wjatka.

Wieder kommt er mit einigen Uhren nach Hause, die das Klima anderer Tschetsen gewöhnt sind. Ujana Pawlowna, sein Eheweib, ist entsetzt: „Sofort gibst du alles zurück und gehst zum Popen beichten.“ Wenn Ujanetschka schreit, pflegt Nikolai zu schweigen. Er geht zum Popen und beichtet, lang und umständlich. Und fragt zuletzt, was er mit den gestohlenen Uhren anfangen soll.

„Kannst du sie nicht zu dir nehmen, Väterchen?“

„Ich? Was fällt dir ein? Du mußt das entwundene Gut wieder seinem Eigentümer zurückstellen.“

Nikolai ist unglücklich. „Das will ich ja“, schluchzte er, aber...

„Aber?“

„Einer der früheren Eigentümer, Väterchen...“

„Nun, mein Sohn?“

„Einer — will die Uhr nicht mehr zurücknehmen.“

„Hast du ihn schon gefragt?“

„Ja, Väterchen.“

Der Popen denkt nach. Das ist eine sonderbare Geschichte.

„Darf ich dann die Uhr behalten?“

„Ja, also, wenn du sie zurückstellen wolltest und der Eigentümer sie nicht annahm, dann darfst du sie wohl behalten.“

Nikolai dankt, dann geht er nach Hause. Sein Gewissen ist beruhigt; er umarmt Ujana Pawlowna, seine Seelenretterin.

Und vor dem Schlafengehen zieht er die Uhr des Väterchens Popen auf, die dieser nicht hatte nehmen wollen.

Peter Fabrijus.

# Ein belangloses Erlebnis

Mein Freund Carl erzählt:  
Es ist ein gänzlich belangloses Erlebnis. Aber es stimmt mich immer traurig, wenn ich daran denke.

Durch irgendeinen Zufall war ich in die Versammlung einer nationalistischen Jugendgruppe geraten. Ein Greis hockte hinter dem Rednerpult und trachtete über „Das Gebot der Stunde“. Mit historischen, kulturpolitischen, biologischen, eihischen und anderen Argumenten bewies er die Unentbehrlichkeit des Krieges und seinen Wert für die Höherentwicklung des Menschengeschlechtes. Kräftiger Beifall unterbrach oft seine scharfgeschliffene Rede und zeigte, wie geschickt der verdorrte Verbtränger es verstand, seine jugendlichen Zuhörer zu beeinflussen.

Nach dem Vortrag erschien, zur allgemeinen Verwunderung, ein junger Mensch auf der Tribüne.

„Dieser Herr“, erklärte der Versammlungsleiter, „wünscht einen Einwand gegen die Ansicht unseres verehrten Führers vorzubringen.“

Unwilliges Zögeln und empörte Zurufe ließen ahnen, daß die hier versammelte Jugend diesem Unterfangen ziemlich ablehnend gegenüberstand.

„Ich bitte, diesen Herrn ungehört sprechen zu lassen, dann werden wir wissen, wie wir uns mit seiner irrigen Meinung auseinanderzusetzen haben.“

Der tobende Protest wurde Schweigen, ellihe hundert Jungen starrten diesem Herrn mit der irrigen Meinung Haß, Hohn, Verachtung entgegen. Der begann:

„Nicht weiß ich, ob die vielen Millionen Toten des Weltkrieges voll und ganz der gleichen Ueberzeugung wären wie euer verehrter Führer. Aber sie sind schon lange verfault und haben nichts zu sagen.“

Den Lebenden gehört die Welt.  
Es war in Polen.

Nacht für Nacht rannten die Russen gegen unsere Stellungen an. Reißt kurz vor Mitternacht sahen wir sie über den Kamm der Geländebelle im Osten gleich schwarzen Fadeln huschen. Dann fladerien überall die stummen Hilferufe der roten Kasketen empor, und schon rasste der Gegenabbat der Artilleriegeschosse über uns weg und entzündete 800 Meter vor uns eine funkelnde Brandung des Verderbens. Bisweilen zeigte eine Leuchtkugel den Zapfenposten, wie nachdrücklich das deutsche Sperrfeuer die Feinde zu Leichen gerhakte.

Nach avanzig, dreißig Minuten war alles getan.

Das Artilleriefeuer verstummte allmählich, und nur noch vereinzelt Knallen zielloser Geschosse oder mahnendes Klaffen eines Maschinengewehrs störte die Stille des Schlachtfeldes.

Wald glühte hinter der feindlichen Linie die Morgenröte eines neuen Tages auf, und die

## Lago Maggiore

Die Nacht war leicht und warm,  
einsamer Aberschlag;  
du lagst in meinem Arm;  
wir wußten: dies war unser letzter Tag.

O bitterfüßer Gang  
durch braune, tiefe Nacht:  
ein kurzes Wlnd zerprang  
und brennend ward ein langer Schmerz  
entfacht.

Mag B a r t h.

Sommerjonne begann, die russischen Sturmwellen der vergangenen Nächte zu stinkender Fäulnis zu locken.

Wenn der Wind von Osten kam, dann mußten wir uns erböchen und konnten nicht mehr essen, bis er sich wieder drehte. Manchmal brachte er das erschöpfte Wirseln betwefender Verjümmelter mit.

Sechzehn Nächte waren so verfloßen, die siebzehnte verlief etwas anders.

Der Sturmangriff war gegen halb zwölf zusammengebrochen, wie sonst wurde es stiller. Nur ein einziges russisches Geschütz feuerte weiter, in ziemlich regelmäßigen Zeitabständen zwischen uns und die feindlichen Gräben — lauter Blindgänger.

Anfangs lachten wir darüber, dann fiel uns das widerwärtige Kreischen allmählich auf die Nerven.

Zwei Minuten vergehen, und wieder das lautseulende Schreien einer nichtrepierten Granate.

Und wieder lauert das häßliche Schweigen. Und dann: Uiii — — —

Wie eine aufdringliche, scheußliche Halluzination, die man gern verschweigen möchte — man weiß genau, daß es nur ein Traumsgepenst ist — und die unerbittlich notwendig immer wieder zurückkehrt und das übermüdete Hirn peinigt.

Wir warten, bis die zwei Minuten um sind.

„Wenn es bloß bald hell werden wollte!“  
Endlich dämmert der Morgen.

Und wir erkennen, wir erkennen, daß es keine Blindgänger sind, die so kreischen. Sondern ein Mensch.

Alle zwei Minuten sehen wir ihn, ungefähr 300 Meter vor unserem Drahtberkau.

Alle zwei Minuten sehen wir das, hören grausame Qual ein Stück über den Boden, waagrecht liegt er einen Augenblick in der Luft, krümmt sich und fällt nieder. Wie ein Fisch auf dem Trodenen.

Alle zwei Minuten sehen wir das, hören wir den qualengelenden Schrei.

„Es ist nicht auszuhalten!“ flüstert jemand von unserer Bedienungsmannschaft.

Ja, es ist nicht auszuhalten. Wir richten unser Maschinengewehr ein. Alle zwei Minuten schießen wir.

Der ganze Abschnitt feuert schließlich auf den armen Russen.

Das Grauen ist kein guter Schütz, erst gegen dreiviertel fünf haben wir ihn getroffen.

Die entsetzliche Zeit der zwei Minuten war vorüber.

Die Augen der Jungen, die vorher so häßlich und fanatisch gefunkelt hatten, waren anders geworden, nachdenklich oder erschüttert. Weiter sprach der Herr mit der irrigen Meinung:

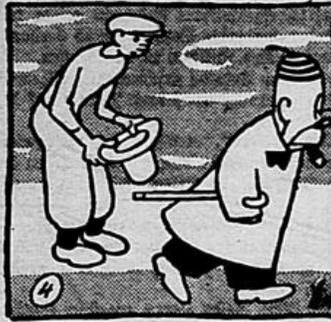
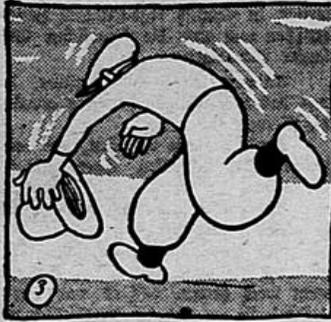
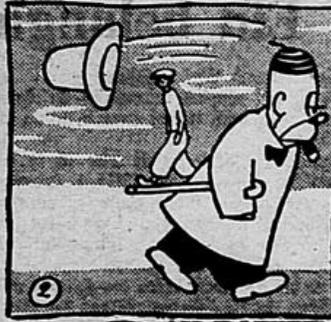
„Eine Frage möchte ich an euch richten, ihr Jungens, die ihr noch ein Leben voller Hoffnungen und Werte vor euch habt. Wenn ein jeder von euch genau wüßte, daß er morgen, daß er jemals in seinem Leben so sterben muß, wie jener Russe, hieltet ihr dann auch noch den Krieg für das Gebot der Stunde?“

Wenn ihr wüßtet —

Da geterte die Kräftestimme des verehrten Führers: „Haut den Schurken!“

Und sie hielten den Schurken.

Wie gesagt, ein belangloses Erlebnis, aber dennoch: Als diese jungen Menschen von dem Ende jenes fremden Russen hörten, da wurden ihre Augen nachdenklich. Bruno Vogel.



Adamson ist klug durch Schaden

## Anekdoten um Tolstoi

### Gelesen?

Tolstoi begegnete eines Abends in einer kleinen Seitengasse von Petersburg einem Polizisten, der einen größten Weirunkeln beim Genick gepackt hatte, um ihn berari, mit ermunternden Büßen — wenn er stehen blieb — zur Wachtube zu bringen.

Tolstoi, über die Roheit empört, hielt den Polizisten an:

„Nimmst du Lesen?“

„Natürlich.“

„Gibt du auch das Evangelium gelesen?“

„Gewiß.“

„Nun“, meinte Tolstoi hierauf, „dann solltest du doch wissen, was du deinem Nächsten schuldig bist!“

Der Polizist sah Graf Tolstoi, der ganz unheimbar gefeudet war, scharf an und begann nun auch zu fragen:

„Nimmst du Lesen?“

„Selbstverständlich!“ antwortet Tolstoi.

„Gibt du die Instruktionen für Polizisten gelesen?“ fragte der Schuhmann weiter.

„Nein“, gab der Dichter zu.

„So!“ meinte der Polizist überlegend lächelnd, „dann gehe zuerst — lese sie und dann, dann komm wieder, um mit mir zu freiten!“

### Besuch aus Amerika

Während seines Aufenthalts in der Krim hatte Tolstoi ein köstliches Erlebnis, das er gern zu erzählen pflegte.

Ein Dollarmillionär kam in seiner Nacht in Gesellschaft mit Freunden an und wollte unbedingt den berühmten Dichter sehen. Er versprach weiter, den großen Russen durch Sprechen nicht zu bedrängen. Er wollte mit einem Blick zufrieden sein.

Tolstoi saß auf seinem Balkon „wie ein buddhistischer Göke“, so erzählte er, und die ganze Gesellschaft der Dankes zog langsam, schweigend und ehrfürchtig an ihm vorbei. Eine

junge Dame hielt sich allerdings nicht an die Abmachung gebunden. Sie stand einen Augenblick still, sah den Dichter mit schwärmerischen Augenaufschlag an und rief:

„Leo Tolstoi . . . Leo Tolstoi! Alle Ihre edlen Schriften haben mein Leben zutiefst beeinflusst! Doch weitans am meisten belehrt hat mich . . .“

Sie hatte den Namen des Werkes vergessen.

Der frante Dichter lehnte sich über die Brüstung des Balkons. Er flüsterte lächelnd:

„Lote Seelen?“

„Ja“, hauchte sie verzückt. „Ja, ja —!“

„Das Buch ist aber von Gogol, nicht von mir . . .“, sagte Tolstoi leise schmunzelnd.

Walter J e i e n.

## Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 358.

Von Emil Flesch, Prag.

(„Sachový list“.)

Schwarz: Kd6, Tc5, e7, Lc6, Sg6, g3, Bc4, d7, f5, f7. (10)



Weiß: Ke1, De2, Ta5, h6, Lf3, Sa7, b4, Bb6, f4. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

### Lösungszug zu Nr. 355: De6—h1

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad, Schöffel Anton, Schöbritz; Dinnebler Emil, Tetschen; Nitach Rosa, Trupschitz; Schöpka Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Havel Franz, Modlan; Geißler Josef, Sorbitz; Bretschneider Otto, Drakowa; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Triltsch Gustav, Wisterschan; Berger Josef, Klein-Augsd; Ulbert Rudolf, Prosetitz.

Schachaufgabe von L. H. Jekisch ist in der Reihenfolge Nr. 367.

### Schachgenossen, Achtung!

Sonntag, den 26. IX. findet in Oberleutensdorf, „Kinogasthaus“, um 9 Uhr früh die Endrunde „Kreismeisterschaft 1937“ zwischen Komotau und Wisterschan statt. Freunde der Arbeiterschachbewegung sind hierzu herzlich eingeladen.

### Arbeiter-Schachklub Wisterschan

hat sein diesjähriges Vereinsturnier am 15. IX. begonnen. Es nehmen 16 Genossen teil. Spielabende in Wisterschan jeden Freitag, in Kwitkau jeden Mittwoch 8 Uhr abends. Anmeldungen am Spielabend.

### PARTIE Nr. 136.

Gespielt in der 3. Runde im Wettkampf Ungarn gegen DTJ, 1. Brett, in Komotau 1936.

Weiß: Doglioni Ferenc, Ungarn.

Schwarz: Cmelinsky Bohumir, DTJ.

- |     |        |        |
|-----|--------|--------|
| 1.  | c2—c4  | c7—e6  |
| 2.  | d3—d4  | d7—d5  |
| 3.  | Sb1—c3 | Sg8—e8 |
| 4.  | Sg1—f3 | e7—e6  |
| 5.  | Lc1—g5 | Lf3—e7 |
| 6.  | e2—e3  | Sb8—d7 |
| 7.  | Tal—c1 | h7—h6  |
| 8.  | Lg5—h4 | 0—0    |
| 9.  | Lf1—d3 | Tf8—e8 |
| 10. | 0—0    | a7—e6  |
| 11. | Dd1—c2 |        |

Durch Zugumstellung, die aber keinerlei Bedeutung hatte, eine normale Variante der orthodoxen Verteidigung im Damengambit. Statt des Textzuges war auch a3 (mit der Absicht nach dxc Lx04 den Läufer auf a2 resp. b1 zu postieren, was in der Partie später auf Umwegen auch erreicht wird) oder auch Dc2 spielbar.

- |     |        |        |
|-----|--------|--------|
| 11. | ---    | d5xc4  |
| 12. | Ld3xc4 | Sf6—d5 |
| 13. | Lh4—g3 | b7—b5  |
| 14. | Lc4—d3 | Sd5xc3 |
| 15. | Tc1xe3 | ---    |

Weiß im Besitze der halboffenen c-Linie, besitzt bereits Stellungsvorteil. Schwarz ist etwas eingeeignet, ein Nachteil der orthodoxen Verteidigung. Kann er sich befreien, erhält er allerdings ein sehr gutes Spiel.

- |     |        |        |
|-----|--------|--------|
| 15. | ---    | Lc8—b7 |
| 16. | Ld3—b1 | ---    |

Besser dürfte die Turmverdonnelung auf der c-Linie sein, wonach Weiß sehr starken Angriff erhält. Also 16. Tf1—c1! Aber auch a3 nebst folgendem b4 war spielbar.

- |     |          |        |
|-----|----------|--------|
| 16. | ---      | Ta8—c8 |
| 17. | Dd2—c2   | Sd7—f8 |
| 18. | Sf3—e5   | Lc7—f6 |
| 19. | Se5xf6?? | ---    |

Verliert einen Springer. Weiß scheint die hübsche Fortsetzung übersehen zu haben.

- |     |        |         |
|-----|--------|---------|
| 19. | ---    | Tc3xc6! |
| 20. | Tc3xc6 | Dd8—d5! |

Nun muß Weiß den Turm wegen der Mattgefahr geben. Im Endspiel versucht er noch in einem wilden Bauernanriff etwas zu erreichen, doch scheidet alles an der guten Spielweise des Schwarzen. Allerdings hätte Weiß bereits hier die Partie aufgeben können.

- |     |         |         |
|-----|---------|---------|
| 21. | Dc2—c4  | Lb7xc6  |
| 22. | De4xd5  | Lc6xd5  |
| 23. | e3—e4   | Ld5—b7  |
| 24. | e4—e5   | Sf6—d3  |
| 25. | f2—f4   | Ld8—b6  |
| 26. | Lg3—f2  | Lb7—d5  |
| 27. | e2—g4   | Tc8—c8  |
| 28. | f4—f5   | Tc8—c4  |
| 29. | b2—b3?  | Tc1xd4! |
| 30. | Tf1—c1? | ---     |

Zwei große Fehler hintereinander. Jetzt mußte h3 geschehen, womit Weiß mindestens die Qualität gewinnt.

- |     |        |         |
|-----|--------|---------|
| 31. | Kg1—f1 | Td4xc4+ |
| 32. | Kf1—f2 | Lb6xf2  |
| --- | ---    | e6xd5   |

Vorzuziehen ist Tg2+ und Marsch des Königsbauern zur Dame. Schlägt Weiß fxe so Sxe5!

- |     |        |         |
|-----|--------|---------|
| 33. | h2—h3  | Tg4—d4  |
| 34. | Lb1xf5 | Ld5—e6  |
| 35. | Lf5xe6 | Sf8xe6  |
| 36. | Tc1—c6 | Td4—d2? |

Aufregeben. Eine von Weiß in der Eröffnung gut gespielte Partie, die aber leider einen sehr unglücklichen Ausgang nahm.

Anmerkungen von J. Sch., Ktau.